

Guntram Vesper

FROHBURG

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2017

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,

Frankfurt am Main 2016, Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Umschlaggestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von Schöffling & Co.

Covermotiv und Innenklappenillustrationen: © Guntram Vesper

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

cb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71507-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

»Für etwaige Zweifler also sei es Roman!«
Theodor Fontane

Möbel. Zimmerwände. Tür. Der lange schmale Korridor. Braunes Linoleum. Halbdunkel. Widerhall der Schritte.

Die Steintreppe abwärts. Unten Eingangshalle. Der Quergang. Rechts die Küche, links das Restaurant. Weißgefleckt der Hund des Gastwirts, Dreibein, blind, nach allen Seiten horchend, schnuppernd, nach allen Seiten schnappend. Der Hund hieß Hink, der Gastwirt Kuntz, die Leute sagten Hink und Kuntz. In der *Post*, so die Säufer, kriegst du von Hink und Kuntz dein Bier. Eines Tages verschwunden der Kuntz, verschwunden der Hink und auch die restliche Familie. Fluchtpunkt Schwarzwald. Dort ging der Köter ein. Aus Heimweh, schrieb Frau Kuntz nach Frohburg. In der vertrauten engen *Post* hat er jede Ecke, jedes Zentimeterchen gekannt, im großen Schwarzwald nichts. Mutter las das Vater vor und drückte die Augen raus: Siehste.

Der *Posthof* hinten. Laderampe. Fässerluke. Waschhaus. Hasenställe. Schuppen für Feuerholz, Briketts, Handwagen, Benzinanister, Fahrräder. In der Remise das rote Paketauto. Jeden Werktag früh halb sechs den Kellerberg hinauf zum Bahnhof, lautlos fast, nur leise surrend, an den Zug aus Leipzig, dann durch die Stadt von Haus zu Haus. Akkuantrieb, Gleichrichter, Ladekabel. Aus dem braunen Olympiajahr.

Torweg: Weg ins Leben, auf die Thälmannstraße.

Um die Ecke unser ganzer Stolz, der weite Markt. Dreiunddreißig, 1. Mai, Festtagsfoto. Weiß Gott ein Fahnenmeer. Jede Bahn schwarzweiß und rot bei Braunsberg aus den Druckmaschinen. Bis in die letzte Ecke gefüllt der große Platz mit Uniformen, Arbeitsmänteln, weißen Kitteln. Im Vordergrund, mit dem Ver-

größerungsglas entdeckt, Mutter, einundzwanzig, Krimmermantel, unterm Arm ein Buch, *Der Graf von Monte Christo*, wie ich später hörte. Vergingen zwanzig Jahre, dann neuer Auftrieb, Nuschke kam, der alte Mann aus der Regierung. Am 17. Juni nach Westberlin verbracht, anderntags zurückgekehrt aus Amischutzhaft, jetzt zur Belohnung Ehrenbürger, Spalierstehen auf der Rathaustrampe, Klatschen. Unsere ureigene Sache, unser eigentliches Ding: die endlos langen Sommerabende. Fußball. Räuber und Gendarm, Versteckspiel, renn ums Leben, sonst abgeschlagen, ausgeschieden, rausgenommen, zu den Toten. In den Auguststaub klopfende Igelitsandalen, hallende Rufe, spitze Schreie, Grölen, Quieken, zurückgeworfen vom dämmergrauen Geviert der Häuserreihen. Geschiebe, Geschubse, Gezerre, Gerangel, bei zunehmender Dunkelheit, gemeint die Mädchen, wer sonst.

Brückengasse. Wyhrabrücke. Gußeisenkonstruktion aus Cainsdorf, Königin-Marien-Hütte. Unter jedem Laster Zittern, Beben, Schwingen. Auch bei Hochwasser und Eisgang: Treibgut Balken, Schollenstoß.

Töpferplatz. Die Maulbeerhecke. Eßbar oder. Drei Trittstufen zur Schöpfe. Der alte Bürstenmacher Prause bis zum Knie im seichten Fluß: Auf Wiedersehn, du schöne Welt. Von der Tochter zurückgeschleppt ins Haus und eingeschlossen, warum auch nicht, muß sein. Lindenreihe. In den Hundstagswochen, vor Gewittern schwarzrotes Gewimmel der Franzosenkäfer. Greifenhainer Straße.

Die Großeltern. Nach dem großen Brand am Markt das Haus am Fluß gekauft. Dort ich geboren.

Rechts vom Eingang Tierarztzimmer. Vitrine. Ausgekochte bleiche Schädel von Marder, Dachs und Katze. War das gleich nach dem Krieg in deinen Töpfen, Oma. Im Arzneiregal die

Tüte mit dem weißen Pulver. Um Gottes Willen, Kinder, schon aufgewehter Staub kann tödlich sein. Gekreuzte Knochen, Totenkopf. Arsen.

Auf der anderen, der linken Hausflurseite die Schlesier, von den Russen, den Polen herausgedrückt, angeweht von der Vertreibung, ins Erdgeschoß hineingepreßt, Leibigs, fünf Personen, eng an eng. Den neuen Fahrradschlauch geklaut. Wer sonst.

Im ersten Stock Wohnstube. Großvater, auf den Stuhl neben dem Klavier gestiegen, zog jeden Tag die Wanduhr auf, mit neunundachtzig noch. Westminsterschlag. Undenkbar eine volle Stunde ohne. Eßzimmer. An der hinteren Wand die Jugendstilumbauung des Sofas mit Regal. Dort der *Brehm* im Großformat, zehn Bände, Chromlithos unter Seidenpapier, und *Meyers* großes Lexikon von 1906, mit bunten Tafeln wie im *Brehm*, und dann noch dreißig, fünfunddreißig Klassiker, Novalis auch und Heine. Eine Tür weiter: Schlafraum. Das Ehebett. In dreizehn Jahren elf Geburten. Die Küche gegenüber. Unterm Fenster die Gußeisenwanne auf vier Füßen, abgedeckt, sonnabends der Badereigen aus acht, neun, manchmal zehn Personen, je drei im gleichen Wasser, Dampfschwaden zogen in den Korridor und in die Zimmer, Fenster auf, sonst setzt sich Schimmel fest.

Mansardenwohnung. Seit dem großen Umbau 1909. Als Urgroßvater zuzog, verwitwet, von Freiberg her, mit seinem Geld.

Oberboden. Schränke, Kommoden, Truhen. Vaters verbeulte Säbelmaske. Die Worte Paukboden, Schmiß, Mensur, wenn ich die Maske sonntags mit nach unten schleppte und durch das enge Gitter auf die gerasterte Kaffeerrunde guckte. Ansichtskarten der Cousinen aus Böhmen, Protektorat genannt. Die Fahne. Eingerolltes Hakenkreuz. Kriegszeitschrift *Signal*, gebündelt, mit Blondschofpbildern, manche farbig, Heldenfotos,

Kampfbefehle, siegessicher Stalingrad gestürmt, noch kannte man die Namen der Berichterstatter nicht, Buchheim, Maegerlein und Nannen. Peter v. Zahn vielleicht, den ja, weil Ehefrau und Mutter in Frohburg wohnten, sein Stern ging später auf, NWDR, Reporter der Windrose, Verdienstkreuz am Band.

Die Aussicht aus der Bodenkammer. Einmalig fast, laut Großmutter. In alle Straßen, alle Gassen sahst du hinein. Rundblick auf die Umgebung.

Das Wyhraufer drüben. Holzgeländer. Rechts das Schützenhaus. Der Wirt ein Russenopfer ohne Spur. Vier riesige Kastanien. Die Festhalle am Eisenberg. Schützenkönig der Rentier Mendelssohn. Neuerbaute Villa oberhalb des Kellerbergs. Drei Jahre später Großvater mit der Königskette.

Graben der Schloßmühle. Die Töchter des Müllers, ganz in Weiß, mit Hüten, im Kahn vorübertreibend. Traumgesicht an einem Sommerabend. Der Vater stand sich auch im Nachkrieg gut, er mahlte schwarz und zweigte ab, Selbstsucht muß nicht häßlich sein. Molchwiesen am Eisenberg. Durch die Tümpel waten, lauern, mit Teesieb und mit Einmachglas. Die beiden Männchen, hochzeitsbunte Käpfe, im Aquarium. Alsbald verschwunden. Nach einem Monat vertrocknet unter meinem Bett, ein Daumennagel Dreck.

Baracke des Panzerkommandanten. Narbenzerfressenes Brandgesicht. Nicht hinschauen lieber.

Die Abfallgruben. Angekokelt *Mein Kampf*. Neben den Gruben der Bahndamm der Kohrenbahn. Die Italiener, die 1907 die Schienen legten. Tanz. Messerstechen. Wie vorausgesehen von Alleswissern. Alter Friedhof, neuer Friedhof. Kirchturm. Amtsgericht.

Schule. Stadtbücherei. Polizeistation. Der abgeknallte Karnikeldieb lag auf dem Pflaster in der Morgensonne, stundenlang. Eisdielen des wortkargen unrasierten Herrn Wanzig, genannt die *Wanzsche*. Zwei Kugeln für zehn Pfennig. Konnte den Kindern, war nicht schwer, die Groschen aus der Tasche hexen. Schreibwarenladen am Karlfranzberg. Heil Hitler, Karl Franz. Noch in der letzten Ortschronik vor dem Zusammenbruch. Naivling, sagte Vater. Dallmers Schnapsgeschäft. Auf dem Weg zur Konfirmandenstunde reingeschlüpft. Zwoachtzig für die Taschenflasche. Im Nachbarhaus im ersten Stock der SSD-Mann Mäser. Die Apotheke am Markt: Tablettenmaschine im Korridor, auf dem Hof Tretroller und Holländer mit Kurbelschwinge, man lenkte mit den Füßen. Pistole 08, ertastbar im hinteren spannhohen Dachwinkel der Gartenlaube. Der älteste Sohn Kinderlähmung. Starb. Vier weitere Kinder überlebten die Krankheit in der Stadt. Gasthof *Roter Hirsch*, im Obergeschoß das Kino, *Frummser*-Automat im Pissoir. Im Hochparterre nebenan der fehlgeformte Kleiderhändler Hallerfred, zwerghaft nach vorn gebogen, Bechterew. Ein Männerfreund. Die jungen Fußballspieler unter seinem Fenster, jeden späten Nachmittag.

Arbeitsdienstbaracken im Wolfsrückenweg, in Krieg und Nachkrieg bis in die hinterste Ecke vollgestopft, Zwangsarbeiter, Ausgebombte und Vertriebene, wild durcheinandergewürfelt, jeder erzählte eine andere Geschichte. Oder erzählte sie auch nicht. Alles aus dem gleichen Buch. Textildruckerei der Braunschweigbrüder. Mutter bis neununddreißig im Büro. Das Judenthema. Nach der Enteignung VEB Wäsche-Union Mittweida, Werk II. Sheddachhallen, Dreischichtbetrieb.

Pappenfabrik *Wiesenmühle*. Kollergänge stoßend, schlagend, mahlend rund um die Uhr. Karl May von Fehsenfeld im Altpapier. Hastig herausgefischt die dunkelgrünen Bände. Paß auf die Pfoten auf.

Bachtäler. Maus. Ratte. Katze. Spruch von Kindesbeinen an: Die Maus wird von der Ratte gefressen, die Ratte von der Katze, und der Katze macht die Wyhra den Garaus. Garaus. Erstbegegnung, Märchenwort. Bedeutungszuwachs ungeahnt.

Dazu die vielen vielen Wälder, Waldstücke, Buschpartien, in denen man verschwinden konnte, untertauchen, sich verlieren, für einen Nachmittag, das Lot auswerfen, ausprobieren, was möglich ist, was geht. Wo heute hin. Infrage kamen Hölzchen, Erligt, Eisenberg, Himmelreich, Harzberg, Tannicht, Mittelholz, Rohrwiesen, Probstei, Stöckigt, Streitwald, Deutsches Holz. Nicht immer ganz geheuer. Unter dem Laub alte Handgranaten. Rufe in der Ferne, wie nach Hilfe. Oder beim Stubbenroden gefunden die verscharrte Frauenleiche, zerlegt, in Packpapier gehüllt, verschnürt. Wie die Hacke durch das Papier knallte und schmatzend in den Packen fuhr. Das war vom Waldarbeiter Krusche bis an sein Lebensende fast jeden Tag zu hören.

Der Porphyrsteinbruch am Gautenberg. Mein Fünfmetersturz in die Büsche, ich hielt, den Hammer hatte ich verloren, den abgeschlagenen Brocken noch in der Hand, die Kostbarkeit, den Amethyst. Geklammerte Augenbraue, Narbe. Im Harzberg Sandgruben. Verschüttungsgefahr beim Höhlengraben. Ein Fall von Verblödung durch minutenlange Absperrung der Luft. Die kleine lange Ewigkeit, bis wir ihn an den Knöcheln herauszerren konnten. Der Kalkbruch hinter den Teichen. Von der Umarmung im Schilf, auf die man einmal stieß, war man halb abgestoßen, halb gefesselt. Erst nach einer Weile wurde klar: das Mädchen kannte ich.

Überhaupt die Teiche. Schloßteich, Mauerteich, Oberer und Unterer Hahnteich, Straßenteich, Neuteich, Ziegelteich, Streckteich, Kinderteich, Großer Teich, Altteich, Töpferteich, Seebischteich, Ölteich, Brüderteich, in jedem konntest du, kams dumm, ertrinken, an jedem Ufer, kams noch dümmer, er-

schossen werden. In alten Zeiten durch die Jäger aus dem Schloß und nach dem Krieg von Russen. Später die LPG-Vorsitzenden, die Chefs vom Rat des Kreises, mit Suhler Büchsen, genau wie Wilhelm zwei, der Göring und dann Honecker und Mielke, wer weiß, wer jetzt, wer fernerhin. Ich sage Hinterhalt. Nicht gern gehört von Jägern.

Die Russenviertel. In Borna zwischen Bahnhof und Wyhra-
brücke, in Altenburg am Weißen Berg. Blickdichte Bretter-
zäune da und dort. Volkes Stimme. Dahinter verdreschen die
Russkis die eigenen Muschkoten. Bei Tante *Hühnchen* auf dem
Flur die Schüsse in die Decke: Frau, gib Schnaps.

Brikettfabrik Neukirchen. Vater Betriebsarzt. Mein Felixmül-
lerbild des Kohlenbunkers. Am Abstreicher, guck an, das ist
doch, ja das ist der alte Zetzsche, ganz genau, aus Benndorf, das
Apfelbackenrundgesicht. Erst Bauernknecht, dann Krieg, die
nächsten fünfunddreißig Jahre am Förderband, mit Schaufel.

Die Werke Espenhain und Böhlen. Kilometerweite Tagebaue.
Restloch Schacht Bubendorf. Nackt baden, früh um fünf, halb
sechs. Nachtkaltes Wasser. Kopfsprung, Wasserpeitschen,
Kraulen. Schreie von dir zu mir, von mir zu dir, wie Feuer und
wie Eis, Haut lag an Haut.

Starkstromleitungen nach Süden, Richtung *Wismut*. Armstarke
schwarze Drähte, bis zu den Endstationen Johannegeorgenstadt
und Aue. Böses Brummen, abgrundtief, das einen vibrieren
ließ.

Was im nahen Erzgebirge der widerborstigen Erde entrissen,
mit Preßluftschlämmern aus ihr herausgebrochen wurde, von
hunderttausend Arbeitern in Hunderten von Schächten, kam
mit fünftausend Kilometern Umweg zu uns zurück, als Mega-
bombe.

Forst Leina bei Altenburg. Einst Paradies für Schmetterlings-sammler aus Leipzig, Dresden, Chemnitz und Berlin. Jetzt staatsgeheime Startbahn, in den Wald planiert. Übungsflüge Tag und Nacht. Geheul. Atom. Macht mich nicht heiß. Was ich nicht weiß.

Zerschellter Düsenjäger kurz vor Roda. Über fernen Äckern Qualm und Trümmer, davor Absperrung, Postenketten. Uniformierte in meinem Opernglas. Erkennbar Fetzen in den Ästen der Kirschenallee. Ob Arme, Beine.

Im Norden und Nordwesten Rauchfahnenhorizont der Tieflandsbucht, endlose Kohlenebene, Schleppen aus Giftgas wälzten sich nach Süden und Südosten.

Das Gas zog Tag und Nacht auf Frohburg zu und heftete sich an die Staub- und Ascheflocken, die ununterbrochen aufstiegen aus dem Schornstein der Textilfabrik und, sanfter Dauerregen, leise raschelnd, ätzend, nach unten rieselten, auf Straßen, Dächer, Gärten. Ich sonntags, im Hof der Greifenhainer Straße, auf der Mauer, mit einem Buch, vor dem Umblättern den Ruß von jeder Seite blasen.

Schadstoffe, Schädlinge und Schäden überall, auch hinter Backsteinwänden, Türen, Vorhängen, auch bei den Großeltern, den Eltern, im Haus am Fluß. Im Mauerwerk die Nässe, der Salpeter, Holzwurmticken, Holzwurmraspeln in allen Balken, Fensterkreuzen, Dielen, in Möbeln, Bilderrahmen, Werkzeugstielen, Holzpantinen. Und in den dunklen Winkeln ganze Sippschaften von Eulen, Mardern, Ratten, das raschelte und ruschelte und fiepte die ganze Nacht, zum Fürchten. Inmitten von Verrottung und Verfall die hintere Mansardenstube. Meine Geburt da oben. Drei Wochen vor Beginn des Ostfeldzugs.

Über mir Gesichter. Stimmen. Von Anfang an die eine zugeeilte, aufgenötigte, die heißgeliebte Sprache. Im Sommer fünf- undvierzig kommt unser guter Großvater, beinahe achtzig Jahre alt, auf das Frohburger Rathaus. Die Stadtverwaltung, fünf Köpfe, bis auf den neuen Bürgermeister Frenzel alles altgediente Frauen aus der braunen Zeit, arbeitet kurz nach dem Abzug der Amerikaner und dem Einmarsch der Russen zur eigenen Sicherheit mit Blickkontakt in der großen Halle im Erdgeschoß, in der später, in geordneteren Zeiten, die Sparkasse untergebracht ist. Dein Großvater betritt die Halle, in Gedanken sonstwo, er hebt andeutungsweise, wie er das immer gemacht hat, den Arm und sagt: Heil Hitler. Die Frauen von der Stadt zucken zusammen. Pst, zischt es von allen Seiten, ist doch vorbei, Herr Doktor. Ach ja, sagt er und dann, eine halbe Stunde später, wieder zuhause: Ist nicht schade drum, das Goldene Parteiabzeichen haben sie mir auch nicht gegeben.

Oder: Weißt du noch, kannst du dich noch daran erinnern, daß du einmal im Sommer, du warst gerade vier geworden, bei uns in der Greifenhainer Straße aus dem Fenster im ersten Stock geguckt und mit den Kindern von Hülsbergs, Boses, Rößners, Fritzsches, Prauses und Lüdkes geredet hast, die alle ein bißchen älter waren als du und die während der ersten wirklich heißen Tage auf der Straße spielten. Wer mal laut Heil Hitler sagt, hast du plötzlich runtergerufen, der kriegt von mir eine Tafel Schokolade. Dabei hattest du nie ein Stück Schokolade gegessen, nicht einmal gesehen. Die Kinder unten kreischten und lachten, Heil Hitler, Heil Hitler, konnte man erst aus der Nähe, dann, als die Korona weiterzog, noch lange vom Töpferplatz her hören.

Die Geschichten, die ich als Kind vorgebetet, eingeredet, eingetrichtert bekam, auf die ich mich stürzte, an die ich mich hielt, waren meist falsch. Erst die Fortsetzungen, die ich mir selber ausdachte, bald danach oder später, sogar sehr viel später und

kürzlich erst, klangen einigermaßen wahr, wenn ich sie mir erzählte, immer wieder erzählte, mit Ergänzungen, Wiederholungen, mit Abweichungen, Abirrungen, unzähligen Fassungen, von Widersprüchen durchsetzt, von Verschleierungen überzogen, im sommergrünen Fliederbaum der Großeltern auf dem waagrecht wippenden Hauptast sitzend und auf und nieder schaukelnd, dicht über dem Gartenzaun zum Hölzchen hin. Oder kurz vor dem Einschlafen, im Bett, halblaut, den Kopf unter der Decke, damals, Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre, an den Winterabenden, in den Winternächten der Nachkriegszeit, im schmalen ungeheizten Kinderzimmer unserer alten Wohnung im ersten Stock der *Post*, Markt Ecke Thälmannstraße, wenn die Kälte gegen die knackenden Scheiben drückte. In Frohburg war das, auf halber Fernstraßenstrecke zwischen Leipzig und Chemnitz, dort, wo die Tieflandsbucht, die Kohlenebene aufhört und das sächsische Hügelland anfängt, eine Vorstufe des Erzgebirges.

Eingezogen. Abgehauen. Abgeholt. Vermißt. Verpiffen. Nicht durchgekommen. Über die Klinge gesprungen. Hopsgegangen. Allegemacht. An die Wand gestellt. Damit, mit dem Echo der Sprache von Krieg und Nachkrieg, dämmerte ich gelegentlich, nein oft, eigentlich jede oder allermindestens jede zweite Nacht in den Schlaf, flackernde Bilder, jagende Schatten, Blitze. Übertragung, Spiegelung von etwas, das hinter der nächsten Ecke oder weiter weg passierte, vielleicht, möglicherweise, eines Nachts Ende Juli fünfundvierzig etwa, da ließ mich eine zitternde Ahnung ein paar Atemzüge hastiger als sonst, mühsamer machen, mich, das Kind von vier Jahren, zehn, fünfzehn Sekunden lang. Drei Wochen vorher, am Tag der Sonnenfinsternis, der Sonnenwende, wie du willst, wie es beliebt, hatten Männer aus dem obereichsfeldischen Dorf Küllstedt, zwischen den ersten Häusern hing ein Transparent: Wir Antifaschisten begrüßen die Rote Armee, einen Trupp Plünderer umringt, der plötzlich wie aus dem Nichts auf dem Hof des Landesproduk-

tenhändlers Degenhardt in der Niedergasse stand. Den ersten Gerüchten zufolge, die als Alarmmeldung in Windeseile durch den Ort gingen, bekräftigt erst nur durch die Feuersirene und dann auch noch durch die Glocken der katholischen und der evangelischen Kirche, sollte es sich wie am Vortag und am Vorvortag um Polen handeln, um Fremdarbeiter, einer von ihnen hätte beim Bauern Mathias gearbeitet. Die ungebetenen Gäste hatten gerade, als die Menge der aufgescheuchten Dorfbewohner herbeiströmte und den Hof füllte, Degenhardts kleinen Laster *Opel Blitz* geentert und verlangten unter dem Vorhalten einer Pistole außer dem Auto und dem Zündschlüssel eine anständige Zuladung, nämlich ein Schwein, ein ganzes, dazu Kartoffeln und Kohlen. Alles damals mehr als heißbegehrte Waren. Den Polen gegenüber hatte inzwischen das halbe Dorf Posten bezogen, ganz vorne die Angehörigen der improvisierten Bürgerwehr mit Mistgabeln und Knüppeln, in der zweiten Reihe die älteren Männer und die Halbwüchsigen, dahinter die Frauen und Kinder, die bis auf die Straße standen. Eingefrorene Szene. Bis der älteste der Polen die Wut bekam, mit dem Schießeißen herumfuchtelte und Flüche ausstieß, polnisch, russisch, schwer zu sagen, *jubtwoimatch*, wurde die nächsten drei Wochen überliefert und fiel dann wie die ganze Geschichte dem allgemeinen jahrzehntelangen Schweigen zum Opfer. Nicht wenige der einheimischen Männer, die im Osten Soldat gewesen waren, mehr als die Hälfte, verstanden, was mit der Beschimpfung gemeint war, dazu das Durchladen der Waffe, eine wilde Schlägerei entstand, sogar zwei Schüsse fielen, die Polen flüchteten, drei wurden, am Verbund der Frauen war kein Vorbeikommen, auf der Gasse direkt vor dem Hof eingeholt und niedergeschlagen, den vierten, den mit der Waffe, trieben die Halbwüchsigen in den Dorfteich, er warf schon am Ufer seine Pistole weg, arbeitete sich durch Schlick und Weidengestrüpp ans andere Ufer und verschwand hinter der Friedhofsmauer, wo der Weg nach Mühlhausen anfang. Inzwischen hatte einer der zu Boden gestreckten Fremden ächzend und stöhnend einen Ausweis aus

der Hosentasche gezogen und sich als *Starschina*, als Feldwebel der Roten Armee ausgewiesen. Russen also. Die Leute erschrecken, sie machten, daß sie nachhause kamen. Wir Soldaten von Rußland, erklärten mal jammernd, mal drohend die drei den Helfern, die sie auf die Pritsche von Degenhardts *Opel* luden und nach Mühlhausen zur Kommandantur fuhren, erstens dem Landesprodukthändler selbst, zweitens dem betagten Tierarzt Dr. Wendel, der dank zweier Jahre im Generalkommissariat Minsk, er hatte ein Fleischbeschauwesen in den weißrussischen Schlachthöfen aufgebaut, annehmbar Russisch sprach, außerdem dem Polizeiwachmeister Weigelt und schließlich einem Umsiedler aus Essen, untergebracht im Schützenhaus, der am siebten Juli – als in Westsachsen, Frohburg eingeschlossen, in Thüringen und damit auch auf dem Obereichsfeld sowjetische Besatzungstruppen die amerikanischen ersetzten – eine einsame allererste rote Fahne rausgehängt hatte. Habt ihr gehört, was heute bei Degenhardt im Oberdorf los war. Der Krieg verloren, aber für einen Tag hatte man die alte Ordnung wieder. Freilich kam schon am nächsten Tag eine Kommission aus Russen, NKWD wahrscheinlich oder *Smersch*, und aus einheimischen Funktionären der ersten Stunde nach Küllstedt, die Russen mit fleischigen Köpfen, tadellosten Uniformen, wie frisch vom Schneider, die Deutschen, blaß und hohlwangig, konnten die abgewetzten dunkelblauen Anzüge nicht füllen. Zwei Tage Vorladungen, Verhöre und Haussuchungen. Am Nachmittag des zweiten Tages, Gewitterschwüle über der ganzen Gegend bis hin nach Eisenach und Göttingen, fast sechsunddreißig Grad, im Ort Hochspannung und in den beiden Kirchen banges Beten, gab es, den Bürgermeister und den Dorfpolizisten hatte man schon vorher abgeholt, die vertrimmten Russen wurden genau zu dieser Stunde aus dem Krankenhaus entlassen, sechsunddreißig Verhaftungen. Drei Wochen blieben die mutmaßlich nach Mühlhausen transportierten Männer verschwunden. Statt ihrer kamen sechs Rotarmisten und ein Kommissar zur Einquartierung. Was für ein Kommissar denn. Nie-

mand wußte das, NKWD war unbekannt, erst recht *Smersch*, vorerst, Goebbels hatte immer von GPU gesprochen. Um die Zurückgebliebenen aufzuheitern, ließ der neue Herr des Ortes an drei Abenden im Kinosaal des *Hotels zur Post* bei freiem Eintritt einen Spielfilm aus dem Kriegsjahr 1942 zeigen, *Der blaue Schleier*, woher nur die Produktion aus dem besiegten Frankreich den Weg nach Küllstedt fand. Hauptrolle Gaby Morlay, die mit Sacha Guitry und Max Ophüls gedreht hatte und mit Max Bonnafous verheiratet war, einem Minister der Petain-Regierung. Der Film hatte mit den momentanen Problemen der Küllstedter Familien herzlich wenig, genau genommen, gar nichts zu tun, aber zumindest der Kommissar sah ihn sich hörbar gerne an. Wie er im dunklen Saal vor Begeisterung mit dem Sperrsessel knarrte und sich auf die Schenkel klatschte und gurrend lachte, trug der Besitzer des Hotels und auch des Kinos als Berichterstatter im Dorf herum. Am letzten, am allerletzten Julitag spitzte sich die Lage zu. Gegen zehn Uhr zogen zwei Kompanien der Roten Armee mit Pferd und Wagen in das Dorf. Küllstedt wurde abgeriegelt. Posten an den Ortseingängen und an allen Straßenecken, Patrouillen in den Gasen. Unsere Männer kommen jetzt endlich zurück, ging die Nachricht von Haus zu Haus und von Hof zu Hof. Und richtig, auf zwei Lastwagen wurden die Inhaftierten vor das *Posthotel* gebracht und dort in den Kinosaal geführt. Niemand durfte mit ihnen reden. Vielmehr wurde bekanntgemacht, jedermann habe in seiner Wohnung zu bleiben, andernfalls werde gezielt geschossen, nur Kinder dürften die Milch an der Ausgabestelle beim Friseur Mathias abholen. Das außerordentliche Gericht aus russischen Offizieren und Beisitzern aus Halle trat erst am späten Abend zusammen, nachdem es zu Lasten des Hotelbesitzers getafelt hatte, es verhandelte von elf Uhr abends bis kurz nach Mitternacht, Schnellverfahren, am Ende wurden den Angeklagten die Strafen verkündet. Viele Jahre Haft in Zuchthaus oder Lager und vor allem sieben Todesurteile. Das Dorf blieb weiter ahnungslos. Allerdings hatte der Wirt an einem Bühnen-

zugang gelauscht und etwas von Erschießung gehört, ein einziges Wort, *Rassdrjell*, mindestens jeder zehnte Wehrmachtssoldat hatte es von der Ostfront mit in die Nachkriegszeit gebracht. Nach Mitternacht schlüpfte der Wirt durch eine Hintertür in den Garten, stieg über fünf, sechs Zäune und klopfte, ganz außer Atem, am katholischen Pfarrhaus, beim Ortsgeistlichen Horstkemper an und brachte ihm die Hiobsbotschaft. Die Gefangenen waren längst in die Kellerräume des neuen Bürgermeisters Sonnabend in der Poststraße geschafft worden, wo sie bewacht, gefesselt die Nacht verbrachten, hundertzwanzig Rotarmisten lagerten im Hof. Es war die Nacht, in der ich mich, vier Jahre alt, unruhig hin und her gewälzt habe, im ersten Stock der Braunsbergischen Villa am Kellerberg, mit der alten Pfitzner im Erdgeschoß, wir wohnten dort nach meiner Geburt im großelterlichen Haus in der Greifenhainer Straße, nach dem von den Russen beendeten Zwischenspiel im Amtsgericht und vor dem Umzug in die Frohburger *Post*. So unruhig gewälzt und auch aufgeweint, daß Vater aufstand, Mutter hatte wie später oft Blinddarmreizung, an mein Kinderbett trat und mich aufnahm, ist doch gut, kein Bombenalarm mehr, der Krieg ist aus, schlaf jetzt schön. Annähernd zur gleichen Zeit beauftragte Pfarrer Horstkemper, der seine Wohnung an diesem und am folgenden Tag um nichts auf der Welt verlassen wollte, seinen fünfunddreißigjährigen Vikar, mit den Gefangenen, insbesondere den Todeskandidaten, in Verbindung zu treten. Reden wollte ich mit ihnen und ihnen eine Notbeichte abnehmen, die Posten ließen mich zwar auf den Hof, auf dem ein großes Feuer brannte, doch nicht die Kellertreppe hinunter, ich bat und bettelte und flehte, es half nichts, also wartete ich draußen am Feuer. So der Vikar. Wenn ich auf Vaters Tröstung und Besänftigung hin damals wirklich eingeschlafen bin, dann habe ich den Beginn des Tages verpaßt, an dem morgens halb sechs in Küllstedt, hundertzwei Kilometer von Frohburg und eine halbe Stunde Autofahrt von Göttingen entfernt, durch die Ortschelle bekanntgegeben wurde, sämtliche Einwohner hätten

um zehn vor dem Hotel zu erscheinen. Die Leute glaubten an einen Lokaltermin bei Degenhardt im Hof und am Teich. Statt dessen wurden sie nach endlos langer Warterei halb zwei an den Ortsrand befohlen, sie mußten sich in Friedhofsnahe an der Trift aufstellen. Dort harrten alle, restlos alle Dorfbewohner, Alte, Kranke, Kinder eingeschlossen, eine Stunde, anderthalb Stunden aus, unwissend, ahnungslos, bis die beiden Laster der Russen heranrumpelten und die verurteilten Männer, untereinander an den Armen festgebunden, heruntergetrieben wurden, torkelnd, schwankend, eine erbarmungswürdige Kette. Neun- undzwanzig von den Herantransportierten, darunter ein gerade Vierzehnjähriger, der, ohne es zu wissen, in der vergangenen Nacht fünf Jahre bekommen hatte, mußten bei den Fahrzeugen bleiben, die restlichen sieben Männer wurden aus der Reihe gelöst und einzeln gefesselt, man führte sie an die Friedhofsmauer hinüber, sie konnten den Vikar sehen, er sah sie ebenfalls, und so gab er ihnen erst ein Zeichen und dann, das Schlimmste ahnend, die Lossprechung. Inzwischen hatte einer der Russenoffiziere mit der Verlesung des Urteils begonnen, die baltendeutsche Dolmetscherin übersetzte Satz für Satz und stotterte dabei immer wieder, einmal versagte ihr die Stimme. Erst jetzt erfuhr das Dorf, was ihm und vor allem den sieben Männern bevorstand. Die Delinquenten mußten sich mit auf dem Rücken gefesselten Händen zur Mauer drehen und auf die Knie gehen, der Russenoffizier von der *Smersch*, auf Säuberungsaktionen in eroberten und vor allem in wiedereroberten Gebieten spezialisiert, der Roman *August 44* von Wladimir Bogomolow, 1978 bei Volk und Welt in Ostberlin auf deutsch erschienen, gibt Auskunft, weiß viel zu erzählen, dieser Fachmann für Entsorgung von Menschenschwäche, der jetzt auch in Küllstedt den Takt angab, spazierte hinter den sieben auf die Knie gezwungenen Dorfbewohnern die Reihe lang und teilte wie nebenbei die Genickschüsse aus. Wer einen bekommen hatte, fiel nach vorn, keiner schrie in das Krachen der Pistole hinein, eisige Stille herrschte, die Zuschauer, weit mehr als tausend an der Zahl, wie

erstarrt. Nachdem das letzte Opfer zusammengesunken war, machte der Offizier kehrt und ging langsam die Reihe zurück, bei jedem Bündel auf dem verdorrten Unkrautstreifen an der Mauer machte er halt und stieß es mit dem Fuß an. Der dritte Mann von links, halb auf dem Rücken liegend, zuckte noch, da gab er ihm einen zweiten Schuß, diesmal gleich ins Gesicht, das auseinanderplatzte. Ein tiefes jammervolles Stöhnen wie ein Orgelton stieg über der Menge auf, dann wieder Stille, nur ein Kleinkind schrie. Sofort wurden die beiden Maschinengewehre, die die Küllstedter flankierten, klirrend durchgeladen. Eine ganze Kompanie war eingesetzt, die Soldaten trieben die Einwohner, fast alle weinten, in das Dorf zurück. Eine Stunde später waren die sieben Leichen, die Russen, ihre einheimischen Helfer mit dem Umsiedler aus Essen an der Spitze und sogar die blutgetränkte Erde an der Friedhofsmauer verschwunden wie ein Spuk. Ebenso die mit dem Leben davongekommenen Gefangenen, von denen nur drei nach langen Jahren und langer Ungewißheit über ihr Schicksal in die Dorfgemeinschaft zurückkehrten. Fünfundvierzig Jahre eisiges Schweigen, selbst die Stelle im Mühlhäuser Stadtwald, hinter dem Holzarbeiterdorf Eigenrieden, an der die Erschossenen abgeworfen und heimlich verscharrt worden waren, blieb unbekannt und wäre weiter unbekannt geblieben, wenn ein Förster sich nicht an seine Baummarkierung von einst erinnert hätte, erst 1990 haben Angehörige ein Holzkreuz dort aufgestellt, tief im Wald, so gut wie nicht zu finden. Klick mal die Homepage von Eigenrieden an, kein Wort davon. Aber auch in Küllstedt ließ man sich Zeit, erst sieben Jahre nach der Wende setzte man in der Nähe der Erschießungsstätte an der Straße nach Struth für die Väter und Großväter einen Gedenkstein, der eine gegossene Bronzeplatte mit der Aufschrift trägt: Im Gedenken an die tragischen Ereignisse des 1. August 1945. Schöne Verklausulierung, die der langen mündlichen Erläuterung bedarf. Wem die wohl beigegeben, eingefallen ist. Jeden Mai ein paar Geranien. Genügt vielleicht doch nicht ganz. Die Sache wenigstens beim Namen

nennen, nicht nur der Opfer wegen. Am Abend nach den Hinrichtungen lief auf Befehl des Kommandanten der Film *Die Philharmoniker* im Küllstedter Kino. Er war ein Jahr vorher unter ganz anderen Verhältnissen gedreht worden. Regie führte Paul Verhoeven, der spätere Schwiegervater von Senta Berger, das Drehbuch hatte der Regisseur zusammen mit dem homosexuellen Erich Ebermayer geschrieben, dem Sohn eines Reichsgerichtsrates, der wie sein Vater promovierter Jurist war und der sich durch seine Drehbucharbeit während der Kriegsjahre, von Goebbels und Göring gefördert, nicht jeder Schwule landete im KZ, ein ganzes freilich marodes Schloß verdiente, Kaibitz bei Bayreuth. Kaum war Ebermayer 1970 während eines Aufenthalts in seiner Villa *Casa Ebermayer* in Terracina bei Rom an einem Herzinfarkt gestorben, auf der Fahrt ins Krankenhaus, ein Autounfall verzögerte die ärztliche Hilfeleistung, drangen in das verwaiste Schloß Kaibitz die Gauner der umliegenden fränkischen Dörfer ein und transportierten alles ab, was nicht niet- und nagelfest war, dünnes Eis des Alltags, über den Tiefen und Untiefen darunter. In Verhoevens Film sah man nacheinander Richard Strauss, Hans Knappertsbusch, Eugen Jochum und Karl Böhm dirigieren, und der junge Will Quadflieg, in den fünfziger Jahren großartiger Rezitator Rilkes, trat dort auf, mit seinem Filmbruder um eine Frau kämpfend, als Virtuose seines Lebens und seiner Kunst schlechthin, wie die Presse schrieb. Im Advent 1958, ein Jahr nach unserem Weggang aus Frohburg, legte ich mir von dem Geld, das der Verkauf meines zurückgelassenen Diamantfahrrades aus Karl-Marx-Städter Produktion an den Mann der Cousine Sigrun Plaut nach der Umrechnung eins zu fünf in Westmark gebracht hatte, einen schwarz-rot gestreiften Kofferplattenspieler von Quelle zu und erbat mir dazu von den Eltern als Weihnachtsgeschenk eine Langspielplatte der Reihe *Wort und Stimmen* von Telefunken: Will Quadflieg liest Rainer Maria Rilke, aus dem *Stundenbuch*, Herbstgedichte, Liebesgedichte, *Sonette an Orpheus*. Brennend dunkle Augen, sagte mir Heiligabend 1958 in der

Zweizimmerwohnung in der Ebelstraße in Gießen der Text auf der Plattenhülle, eine hohe kühne Stirn, schwarzes Haar, eine Stimme von fesselndem, leidenschaftlichem Timbre, das ist Will Quadflieg. Er spielt nie zur Schau, so immer weiter der Covertext, sondern immer aus einer Schau heraus. In einer Nebenrolle von *Die Philharmoniker* auch Eduard v. Winterstein, der 1893 als Schauspieler im erzgebirgischen Annaberg debütiert hatte, im Dritten Reich so gut wie jede Rolle annahm und nach dem Krieg dem Theater in Annaberg-Buchholz seinen Namen gab, den eines zweifachen Nationalpreisträgers der DDR, der zu Goebbels' Zeiten im englandfeindlichen bis heute verbotenen Film *Ohm Krüger* mitspielte und unter Ulbricht, besonders innig mit dem Text verschmelzend, die *Ringparabel* Lessings auf Schallplatte sprach. Quadflieg mit seiner Rilke rezitation beeindruckte mich so stark, daß ich im folgenden Sommer, ich war schon Heimschüler an der Aufbauschule in Friedberg, auf der Freilichtbühne im Burggarten stand und zur Verwunderung der paar Spaziergänger, die in die abseits gelegenen Anlagen fanden, lauthals in der einmaligen Intonation meines Vorbildes von der Schallplatte Strophen aus dem *Stundenbuch* vorlas, in der linken Hand das Buch, das ich bald über große Strecken auswendig kannte, in der rechten eine Zigarette der erschwinglichen Marke *Supra*, Sechserpackung. Lauthals las ich vor, wie gesagt. Allenfalls wenn Mädchen aus der weiblichen Abteilung des Internats, zwölf waren es im ganzen, vorbeikamen, dämpfte ich die Stimme ein bißchen. Im folgenden Jahr war Benn an der Reihe, ebenfalls mit voller Kraft: Es ist ein Garten, den ich manchmal sehe, östlich der Oder, wo die Ebenen weit. Ein paar Monate später las ich gar nicht mehr von der Freilichtbühne herunter, Brechts *Buckower Elegien*, auf die ich gestoßen war, eigneten sich, wie ich meinte, nur noch für das lautlose Zwiegespräch, ich gönnte sie den Hörern nicht, höchstens halblautes Gemurmel, auf der im Holunderwildwuchs versteckten, in die Brennesseln geduckten Bank im hintersten Zwinger, den kaum jemals ein Besucher der Burg betrat. Eines

Tages, die Sommerferien waren zu Ende gegangen, inklusive zweier Wochen in Italien, wollte ich in meinem abgeschiedenen Versteck, an das keine stille Ecke im Internat herankam, nicht in der Bücherei unter dem Dach, auch nicht im Keller, den gerade erschienenen Gedichtband *Irdisches Vergnügen in g* von Jungautor Rühmkorf von der *konkret* unter die Lupe nehmen, da fand ich meine Bank belegt, auf ihr saß ein Mädchen, das ich vom Sehen aus dem Speisesaal kannte, das aber neu an der Schule oder zumindest im Schülerheim war, dunkler Pferdeschwanz, weiße Haut, wache blitzende Augen. Als wollte ich nur eine Runde drehen, als würde die Bank mich nicht interessieren, ging ich an der Quartanerin, vielleicht Tertianerin vorbei, hast du mal eine Zigarette, hörte ich hinter mir, wie ferngelekt ging ich zurück, es war Heidrun, die mich angesprochen hatte.

Den lange vergessenen rot-schwarzen Kofferplattenspieler von Quelle, meine Quadfliegmaschine, meine Quadfliegzauberbox, fand ich im Sommer 2012 wieder. Als ich zum ersten Mal nach dem überraschenden Tod meines Bruders Ulrich durch sein Haus im Niebergallweg im Gießener Vorort Kleinlinden ging, am zwölften März, hatte ich zu meiner Unterstützung seinen besten Freund Detlef Ludwig um sein Kommen gebeten. Nachdem ich eine Stunde still in Ulrichs Ledersessel im bücherüberfüllten Wohnzimmer gesessen und mir das Bild des toten Bruders vergegenwärtigt hatte, wie er streng, beinahe finster im Abschiedsraum der Gießener Klinik lag, mit mir irgendwie unzufrieden, so sah es aus, ich mußte sterben, und du lebst weiter, konnte das heißen, nach dieser Besinnungspause im Sessel, die ich nötig hatte, weil ich, dem verpflichtenden Beispiel Detlef Ludwigs folgend, anderthalb Stunden vorher Ulrichs eiskalte Hand gestreichelt hatte, klingelte es an der Haustür, der Freund kam zurück, der mir das einstündige Atemholen zugestanden hatte. Vor Jahrzehnten war er mit Ulrich, mit Heidrun und mir im Friedberger Internat gewesen, jetzt begleitete er mich auf

dem Gang durch das verwaiste Haus, Bücherhaufen, Bücherberge in allen Räumen, auch in der Küche, auch im Bad, dazu zwanzig große Briefmarkenalben, mehr als sechzig Fotoapparate, Modellautos die Menge, und half mir bei der Suche nach dem Familienstammbuch und dem Fahrzeugbrief, Ulrich versteckte oft Geldscheine in Büchern, wies mich Detlef ein, und dann hatte dein Bruder auch noch eine wertvolle Armbanduhr aus Glashütte, *Nomos*, von Manufactum, wo war die. Bei diesem ersten noch zögernden Gang durch das Haus, einem Eindringen, einem Suchen, Tasten, Forschen, weder Stammbuch noch Fahrzeugbrief noch Armbanduhr ließen sich auf Anhieb finden, statt dessen hatte ich plötzlich einen abgegriffenen einmal gefalteten Briefumschlag in der Hand, drin ein Packen Fotos sieben mal neun, ich erkannte auf den verblichenen rotstichigen Farbbildern Uschi, Ulrichs Exfrau, im Adams- oder besser Evakostüm. Und auch mein Bruder war abgelichtet, vor einem Zelt, unserem noch aus Frohburger Zeiten stammenden khakifarbenen Ostprodukt, splitterfasernackt saß er in einem Klappsessel, in Jugoslawien wahrscheinlich, auf einem Campingplatz, so entblößt, bar jeder Kleidung hatte ich ihn seit Kindertagen, wenn wir sonnabends zusammen in der Badewanne hockten und mit Vaters Spritzen und Klistierbällen Seekrieg spielten, nicht mehr gesehen, von FKK hatte er nie erzählt, keine Andeutung, kein Sterbenswörtchen, schnell steckte ich die Fotos in den Umschlag zurück, bis heute habe ich sie nicht wieder herausgenommen. Ähnlich ging es mir mit den fünf Kladden voller Tagebuchnotizen, die Heidrun beim dritten oder vierten Besuch im Haus fand, ich schlug nur zwei der dicken Hefte auf, um die Zeit in Erfahrung zu bringen, in der die Notizen gemacht worden waren, die einen stammten von 1987, dem Jahr seiner Trennung, von einer Kontaktanzeige war die Rede, die lag sogar bei, säuberlich ausgeschnitten aus dem *Gießener Anzeiger*, kein Schulmeister, nicht vergeist, nicht emanzipiert, nicht cool, nannte er sich in der Anpreisung, kein großes Interesse an Tanzen, Kunst, Sport, dagegen Interesse an Literatur

und Zeitgeschichte, von zwanzig Bewerberinnen, die er nacheinander eingeladen hatte, war keine infrage gekommen. Die Notizen im zweiten Heft waren nicht so leicht einzuordnen, ich mußte die nicht abgesetzte Jahreszahl im fortlaufenden Text suchen und stieß dabei auf einen Absatz, den ich lieber nicht gelesen hätte. Am 28. Februar 2003, achtzehn Tage nach Vaters Tod in der Kurzzeitpflege des AWO-Altenzentrums Albert-Osswald-Hein in Gießen, hinter dem Philosophenwald, einen Steinwurf weit weg von unserer Notunterkunft des Jahres 1958, Dreizimmerwohnung, drei Flüchtlingsfamilien, gemeinsame Küche, gemeinsames Klo, hatte ich der Eintragung zufolge zu Ulrich gesagt: Wenn du nicht wärst, würde ich alles erben. Das sollte ich gesagt haben, und das hatte ich damals, kurz nach Vaters Tod, tatsächlich gesagt, nicht ernst gemeint, eher spielerisch, aus lauter Übermut, manche Aussprüche aber klingen nur spaßig. Vielleicht war der Satz auch die Antwort auf Ulrichs Weigerung gewesen, mit mir zu Vaters Schließfach in der Volksbank in Reiskirchen zu gehen, wie wir es verabredet hatten, bevor ich mich mit Heidrun auf die zweihundert Kilometer lange Fahrt von Göttingen aus machte. Im Safe lagen die Reste von Mutters Schmuck, soweit Vater die Stücke nicht während der neunziger Jahre nach und nach seiner Aufwartung Elvira Ladisch hatte zukommen lassen, mindestens einmal gegen meinen Willen. Eines Abends rief er mich an, Mutter war vielleicht zwei, höchstens drei Jahre tot, Frau Ladisch hätte doch in zwei Wochen fünfzigsten Geburtstag, da wolle er ihr Mutters Ring mit dem Aquamarin schenken. Mit dem großen Aquamarin, ergänzte ich bei mir. Heidrun hatte mir gerade erzählt, wie sehr gute Aquamarinsteine in letzter Zeit im Wert gestiegen waren. Aber nicht das ließ mich Vaters Versuchsballon skeptisch sehen. Es war vielmehr die Tatsache, daß er ausgerechnet diesen Ring Mutter nach meiner Geburt im Haus der Großeltern in der Greifenhainer Straße geschenkt hatte. Nach der vergeblichen Meldung zum Einsatz an der neuen Ostfront, gehen Sie mal ruhig nachhause, Herr Doktor, hatte es auf dem Kreiswehr-

ersatzamt in Borna geheißen, der Spuk mit den Russen ist bald vorbei, und der Führer braucht Nachwuchs, nach der Abweisung seines Opfers also war er auf dem Weg zum Zug in der Bornaer Bahnhofstraße, dort, wo vier Jahre später die Russen saßen, mit denen er nicht nur wegen seines requirierten Autos zu tun bekam, am Schaufenster des Juweliers Frühauf vorbeigekommen und hatte den Ring entdeckt und kurzerhand mitgenommen. Zahlung in drei Raten bitte, bis jetzt bin ich nur wochenweiser Vertreter von niedergelassenen Kollegen. Der zum Ring passende, zu ihm gehörende Anhänger mit einem noch größeren Stein wurde erst zweieinhalb Jahre später erworben und Mutter kredenzt, nach Ulrichs Geburt. Nun also, dreiundneunzig vielleicht, fragte mich Vater, sechsundachtzig Jahre alt, wegen des Rings. Da nehme ich ihn lieber, sagte ich, mach Frau Ladisch ein Geldgeschenk, ich gebe dir, was das gute Stück wert ist. Vater wollte es sich überlegen. Er kam dann nicht noch einmal auf sein Vorhaben zurück. Im Nachlaß jedenfalls war der Ring, als wir endlich das Schließfach bei der Volksbank gemeinsam öffneten, nicht mehr zu finden, enge Zellen, in denen wir stecken. Kurz nach Mutters Tod besuchten wir Ulrich in seinem Haus, wir müssen mal hin, hatte ich zu Heidrun gesagt. Angekündigt, wie wir waren, klingelten wir an der freundlich blaugestrichenen Haustür im Niebergallweg. Neben der Tür sah man durch die bodentiefe Glasscheibe der Diele ein Beil am Türrahmen lehnen. Drei weitere Beile dieser Art entdeckte ich Jahre später, im Frühjahr 2012, an allen Türen des Hauses, die nach draußen gingen: in der Küche, im Abstellraum, im Wohnzimmer. Unvergeßlich Ulrichs verschmitzte Erzählung: Es war am Martinstag, ich hatte für alle Fälle ein paar Tüten mit Bonbons bereitliegen, es klingelte auch wirklich, eine Traube Kinder aus der Nachbarschaft, ich machte die Diele beleuchten und die Außenlampe an, kaum sahen die Kinder mein Beil, da stoben sie schreiend und lachend davon. Auch wir hatten geklingelt, und Ulrich riß, als hätte er bereitgestanden, die Tür auf, das Beil schreckte uns nicht, aber bevor wir

etwas sagen konnten, hörten wir: Den Schmuck von Mutter kriegt ihr nicht alleine, ich will die Hälfte haben, damit ihr wißt. Was denn, wieso denn, fragte ich entgeistert. Als Andenken, was sonst. Und richtig wurden Monate nach Vaters Tod der Schmuck und anschließend auch das große Meißner Porzellan-service, Feldblumen mit Insekten, Stück für Stück geteilt. Wir hockten *Am Stock* in Reiskirchen im Wohnzimmer auf dem Fußboden und schoben Teller auf Teller, Tasse auf Tasse, Schüssel auf Schüssel, Platte auf Platte, manche einen halben Meter im Oval, abwechselnd auf unsere und auf seine Seite. Am Ende blieben drei Kaffeekannen übrig, davon eine für uns, eine für ihn. Wir haben in Göttingen schon eine, sagte Heidrun, nimm du die dritte. Dankedanke, kam es von Ulrich, das vergesse ich euch nie. Dann, reichlich acht Jahre weiter, er lebte nicht mehr, war ich Alleinerbe des kinderlosen, seit langem rechtskräftig geschiedenen Bruders, wir mußten sein Haus räumen, in dem sich zehntausend, vielleicht sogar zwölf- oder fünfzehntausend Bücher befanden, teils geordnet, größtenteils ungeordnet, schon die große Diele, die Haustür ließ sich nur noch durchschlupfgrößer öffnen, war fast vollständig von kniehohen Bücherstößen zugesetzt, bis auf einen engen Trampelpfad zur Küche und zur Treppe ins Dachgeschoß, auf die Stöße hatte Ulrich in den letzten Monaten, vielleicht Jahren Plastiktüten und Leinenbeutel voller Bücher gesetzt, hundertfünfzig, hundertsechzig Stück im ganzen, dicht an dicht, leinenüberzogene kunststoffumhüllte Grabsteine, wie geschrumpfte Installationen von Christo, ich kam beim Zählen und Ausleeren der Beutel durcheinander, in ihnen staken die zuallerletzt auf Basaren und Flohmärkten und bei Bibliotheksverkäufen aufgesammelten Bücher, so wie sie eingesackt und vom Auto vors Haus getragen worden waren, anscheinend war Ulrich durch die beginnende Leukämie spätestens ab Frühsommer 2011 so angeschlagen, daß er die Bücher nicht mehr auspacken und den entsprechenden halbmannshohen Stapeln im Wohnzimmer zuzuordnen konnte. Dort, im Wohnzimmer, zwischen Bücherwand

und Eßgruppe, unter vielen, sehr vielen anderen Ernst Kreuder, sechsmal das gleiche Buch, *Das Haus mit den drei Bäumen*, Grass, dreimal *Blechtrommel* von 1959, Erstaussgabe, fünfmal *Katz und Maus*, ebenfalls erste Auflage, Stück für Stück mit Schutzumschlag, Jüngers *Der Arbeiter*, Johnson, *Mutmassungen, Jahrestage*, der frühe Brinkmann, Ilse Aichinger, *Die größere Hoffnung*, mit dem raren Umschlag, alles, alles Erstaussgaben. Und seitwärts, auf einem Tischchen, in Klarsichthüllen die Zimelien aus der Anfangszeit der Sammelei, Robert Walsers *Die Rose*, Ingeborg Bachmanns *Die gestundete Zeit*, *Karl May als Erzieher* und *Die Wahrheit über Karl May*, beides von May selber, drei großformatige Fotobände von Renger-Patzsch und *Frost* von Thomas Bernhard. Diese Schätze des Bruders entdeckte ich schnell, eine mühelose Belohnung. Schwieriger festzustellen, was sich unter der flusenumspülten, von Schimmel bedrohten Bücherdüne in der Diele versteckte. Ich brauchte dazu drei Tage, drei Besuche in Kleinlinden, jeden Titel nahm ich ein, zwei Mal in die Hand, musterte Verfasser, Verlag, Erscheinungsjahr und setzte, was ich nicht gebrauchen konnte, was mich nicht interessierte, auch seltenere Ausgaben, auch Wertvolles, was sollte ich mit fünfmal *Katz und Maus*, zu vier Verbundpfeilern zusammen, ein mal ein Meter, fast bis zur Decke, viel Spaß, ihr lieben Antiquare. (Über dieses trostlose Kapitel kein Wort.) Bei dem fortwährenden Buchhochnehmen, Aufblättern, Weglegen kam mir das Wort Selektion in den Sinn, Rampe, Leben oder Tod, nach rechts, nach links. Die Spreu vom Weizen trennen, wofeln, das gefiel mir besser. Am Abend des dritten Tages, die Diele war so gut wie freigeräumt, die Plastikbüten mit den ausgesuchten Büchern stapelten sich im Kofferraum, saß ich abfahrbereit im Auto, und wie unter einer Eingebung stieg ich plötzlich, statt den Zündschlüssel umzudrehen, wieder aus und ging ins Haus zurück, gab es nicht vor dem Gästeklo noch einen letzten angeschmuddelten Bücherhaufen in der feuchten Ecke, unter den abgelösten schwarzfleckigen Tapetenbahnen, Lesering, Western von Heyne, Kosmos-

hefte, eingerahmt von einem Ulbrichtbild und einer halb um den Stock gewickelten FDJ-Fahne, war alles nix für mich. In Windeseile grub ich die flache Halde um, draußen wurde es schon dunkel, es war Freitag, ich hatte den Höllenbetrieb auf der A5 und der A7 noch vor mir, Schwerlastkolonnen, Wochenendraser, über die Vogelsbergflanke zwischen Grünberg und Alsfeld und jenseits des Kirchheimer Dreiecks durch die nordhessischen Berge, die drei Riesenanstiege, zuerst nach Rimberg, dann auf Kassel zu, die endlos lange scharfgebogene Abfahrt in das enge Knülltal, zuletzt die Werrabrücke und die Auffahrt aus dem Werratal, rechts Schloß Berlepsch in den Wäldern, jedesmal, wenn ich dort, das Gaspedal durchgedrückt, hochschuß, dachte ich an Hans Werner Richter und seine Gruppe-47-Tagung auf dem Schloß. So gut wie nicht bekannt. Ganz unten im Haufen der Drucksachen vor dem Klo, ganz hinten, direkt an der schmieriggewordenen Sockelleiste, lag, vor Schimmel, Schmuddel und Gilb durch die darübergeschüteten Buchklubbände notdürftig geschützt, eine zwar gründlich verstaubte, aber noch erkennbar weiße Broschüre, die ich von Format und Layout her, das rote Quadrat unter schwarzer Schrift, gleich als Bändchen der *subrkamp texte* ausmachte, ich hob sie auf, Günter Eich, *Ausgewählte Gedichte*, Nachwort Walter Höllerer, hatte ich noch nicht, ich freute mich, und meine Freude bekam noch einen nachhaltigen Verstärkungstoß, als ich auf Seite fünf, untypischer Platz für Signaturen, die Unterschrift Eichs als unverhofftes Geschenk entdeckte, mit Ort und Datum versehen, Bad Nauheim, 21. Oktober 1960. Anderthalb Stunden später, kurz nach Mitternacht, stand ich, die Eich-Gedichte neben mir auf dem Beifahrersitz, nach der Einmündung der Autobahn aus München auf der dreispurigen Gefällestrecke zur Raststätte Kirchheim hinunter im Lastwagenstau, vor mir, hinter mir Laster, rechts, links. Im hochtourigen Kriechgang ächzend, heulend, beim Greifen der Hydraulikbremsen klirrend, schlagend, rasselnd, überragten mich die Kästen riesenhoch, schlossen mich ein, machten mir

angst, von den unablässig anfahrenen und abbremsenden Dieselmotoren um mich herum wehte nächtliche Hitze wie glühender Anhauch durch mein offenes Fenster. Einmal ging zehn Minuten gar nichts mehr, gelangweilt griff ich nach Eichs Gedichten, um mir das Datum der Signatur noch einmal anzusehen, dabei fiel ein eingelegter Zeitungsausschnitt heraus, die Todesanzeige Eichs vom Dezember 1972, etwas in mir zuckte erschrocken zusammen, dann war er ja sieben Jahre jünger als ich heute. Davon umgetrieben, wurde mir in bezug auf das Datum der Widmung klar, fiel es mir, hätten Karl May und vielleicht auch Fontane gesagt, wie Schuppen von den Augen: das war genau der Leseabend im Kursaal von Nauheim, für den ich mir vom Heimleiter Burhenne, dieser undurchsichtigen mißgunstbehafteten Natur, Ausgang hatte geben lassen, auf dem erstbesten Fahrrad, das nicht angeschlossen im Schuppen hinter der Turnhalle gestanden hatte, Besitzer unbekannt, war ich, nachdem wir vom Speisemeister aus dem Abendessen entlassen worden waren, auf der Nebenstraße nach Nauheim gefahren, kühler Herbstabend, Vollmond, ungeheurer Sternenhimmel, war das eben ein Komet oder ein Düsenflugzeug, in Höhe der Saline hatte ich einen Platten, holte mich ein Platter am Vorderrad auf die Erde zurück, ich stellte die Klapperkiste am Sockel des Gradierwerks ab und hetzte zu Fuß weiter, als ich in den Saal kam, hatte Eich schon angefangen, ein kleiner dicklicher Mann, nichts Markantes, auch in der Stimme nicht. Kann sein, daß es dieser schwache Eindruck im Verein mit der Panne war, der mich davon abhielt, die gerade erschienene Nummer eins der *subrkamp texte* mit seinen Gedichten zu erstehen und ihm zur Signatur vorzulegen. Außerdem mußte ich spätestens um zehn wieder im Internat sein, die Schlange war lang. Schon in der Woche darauf aber, ich hatte mir das Heft bei Bindernagel auf der Kaiserstraße doch gekauft und die Gedichte gelesen, bedauerte ich meine Reserviertheit. Alle paar Jahre fiel mir das ein. Jetzt, auf einer restlos überfüllten Nordsüdautobahn des vor zweiundzwanzig Jahren wiedervereinigten Deutschlands,

des zusammenwachsenden Europas mit dem auch logistisch wiederauferstandenen Osten, eingepfercht zwischen Lastzügen aus aller Herren Länder, vorzugsweise Polen und Ukrainer, wurde mir klar, dämmerte mir, daß an meiner Statt damals jemand anderes vor dem Tisch, hinter dem Eich saß, angestanden und die Signatur für mich geholt hatte, über wer weiß welche Umwege war sie zu Ulrich und letztenendes heute zu mir gekommen. Eine Woche nach der Vierstundenheimfahrt erneut Kleinlinden. Die Überraschungen, die der Niebergallweg bot, hörten nicht auf, sie häuften sich. Zuerst Ernst Bloch. Im Heizungskeller nahm ich hinter der Therme eine bisher noch nicht bemerkte fünffache Bücherwand von halber Raumhöhe wahr. Auch hier ging beim Abbauen jedes Buch durch meine Hände, eilig aufgeschlagen und umgeblättert, ich musterte blitzartig Titelblatt und Impressum, wieder war es ein unscheinbares Bändchen aus der Lindenstraße, dem Frankfurt Unselds, wieder weiß, das ich aus dem Schattenwinkel nach oben beförderte und das mich einhalten ließ mit dem Sortieren, Ernst Bloch, *Spuren*, Bibliothek Suhrkamp 1959, die Signatur Blochs sprang mir aus dem geöffneten Buch direkt ins Auge, wie konnte Ulrich den Eintrag so gänzlich übersehen, daß er das Buch in den zur Entsorgung vorgesehenen Bereich seiner schier unerschöpflichen Bestände verbannte, in die Gesellschaft abgewetzter Bettvorleger, ausgetretener Schuhe, jahrzehntealter Spiegelausgaben und zerknitterter Nummern von auto-motor-sport. Ernst Bloch, mit dunkelblauem Kuli, in markanter Krakelschrift. Darunter: 12. August 1961. Kaum zu glauben für mich, Herzschlag wie nach einem verbotenen Griff. In lange zurückliegender Zeit, als Internatsschüler, hatte ich aus dem Amelangschen Katalog dieses erste richtige Buch Blochs, fünfundvierzig war er bei Erscheinen immerhin schon, bestellt, Paul Cassirer Verlag Berlin 1930, Katalogpreis für mich zwölf Mark, was ankam, was ich abends auf der Zweierbude auspackte, auf der ich im Schülerheim mit dem Trickser hauste, in freundlicher Distanz, ich Leser, er nicht, war ein makellooses Exemplar mit fri-

schem Schutzumschlag, im Schuber sogar, die Blätter im Schnitt noch aneinanderhaftend, also, schloß ich angenehm überrascht, nach finsterner Zeit, großem Krieg und abgründiger Pleite noch ungelesen. Statt das Buch für eine Widmung an Bloch nach Leipzig zu schicken, Hans Mayer kannte ich schon, mit ihm wechselte ich Briefe, Leipzig C 1 Tschaikowskistraße, verlor ich es im Lauf der Jahre und Umzüge, erst von Gießen nach Reiskirchen, dann nach Steinheim, anschließend nach Göttingen und dort zu fünf verschiedenen Adressen, aus den Augen, nicht restlos auszuschließen, daß es in einer Phase der Schwerpunktverlagerung Anfang der siebziger Jahre hin zu den Aufständen, Revolutionen, Kriegen und Bürgerkriegen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zusammen mit den meisten Bänden meiner Expressionismussammlung zurückgewandert ist zum alt gewordenen Amelang, der das florierende Antiquariat im Großen Hirschgraben, unter den nachwehenden Fittichen des jungen Goethe, wenn man so will, längst aufgegeben hatte und von Frankfurt an den Stadtrand von Hamburg gezogen war, alte Bücher im Erdgeschoß der Villa, in deren erstem Stock er wohnte. Eich und Bloch, die beiden Kleinlindener Fundstücke, löschten zwei von meinen kleinen und großen, in jedem Fall aber schmerzhaften Fehlern aus, ich war Ulrich dankbar, hätte aber auch, man bleibt nicht stehen, gibt sich schwer zufrieden, sehr gerne von ihm gehört, woher die Blochsche Spur in seine Hände gekommen war, wo er sie gefunden hatte und vielleicht auch, wo der Namenszug des Philosophen im Hochsommer einundsechzig in das Buch gekommen war. Hatte der in Leipzig kaltgestellte, aber dort wohnhafte Sechundsiebzighährige, wie von mir vermutet, eine Lesung in Oberhessen absolviert, in Gießen beim Buchhändler Gideon Schüler am Ludwigsplatz vielleicht oder irgendwo in Wetzlar, in einer Kirchgemeinde etwa, oder, am wahrscheinlichsten, bei Wolfgang Abendroth in Marburg. Das in Erfahrung zu bringen, waren, weil der Bruder ausfiel, echte Autoritäten aufgefordert und gefragt, Marbach und die Ernst-Bloch-Gesellschaft Mannheim, wo hielt sich

Ernst Bloch am 12. August 1961 auf, bei beiden Fehlanzeige, für Wißbegierige von außerhalb, und wenns auch zehnmal ein Autor ist, setzt sich ein selbstbewußter Apparat noch lange nicht in Gang, auch der Hertziana habe ich einmal, ein zweites und möglicherweise ein drittes Mal geschrieben, ich kann mich nicht mehr genau erinnern, jedenfalls Salvatore Rosa und das geheimnisvolle alte Ölbild *Artemis und Apollo töten Niobes Kinder* betreffend, das ich im Laden von Kauders in der Düsternen Straße aufgetan hatte, schräg gegenüber Steidl und sein Verlag. Ich bin immer ohne Antwort geblieben. Wie wärs in bezug auf Bloch mit Fummeln, Spielen, so die Idee am übernächsten Tag. In einer leeren Minute fütterte ich Google mit Blochs Namen und sah mir an, was angeboten wurde, es brachte nichts in meinem Sinn, bis ich ergänzte: 12. August 1961. Und siehe da, Ernst und Karola Bloch waren seinerzeit, wie ich aus dem Netz serviert bekam, an jenem Zwölften im August als Gäste der Freunde von Bayreuth bei den Festspielen gewesen, wie fast jedes Jahr. Und Bloch hatte, vielleicht in einer der langen Pausen auf dem Hügel, vielleicht auch im Hotel, eine gleichsam historische Unterschrift ins Buch gesetzt. Denn ganz sicher war das seine letzte Signatur als Staatsbürger der DDR. Während er nämlich seinen Namen schrieb, dort in Bayreuth, aus Freundslichkeit, für einen Leser, eine Leserin, bezog Erich Honecker schon im Polizeipräsidium am Alexanderplatz seinen Befehlsstand für den Mauerbau, die Kampftruppen rückten ein in die Bereitschaftsräume, und die Westgruppe der Sowjetarmee war unter Kriegsalarm. Am nächsten Mittag standen Zaun und erste Mauerstücke, Blochs gingen nicht zurück nach Leipzig, Wohnung und Bibliothek verwaisten, auch Tübingen war schließlich eine deutsche Stadt und möglich. Mein Fund im Heizungskeller zog noch zwei weitere Entdeckungen nach sich. Nach dem Abräumen der oberen Lagen der Büchermauer wurden, in die dreiviertelmeterdicke Papierwand eingebaut, zwei Umzugskisten sichtbar, hoffentlich nicht noch mehr Bücher oder vielleicht gar, viel schlimmer noch, schwere Auktionskataloge auf Kunst-

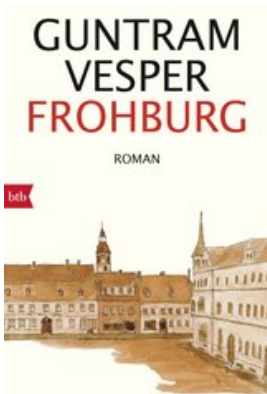
druckpapier, ich legte die ineinandergesteckten Deckelhälften der linken Kiste frei und klappte sie auf, bis obenhin Zeitungsfetzen, Zeitungspapier, zusammengeknäult, als wäre etwas eingewickelt, ich langte erst eins der Päckchen und dann ein zweites und drittes hervor und knisterte, raschelte, schälte den Inhalt aus dem Papier, Abendbrotteller, Kaffeetassen, Meißner Schwerter, Feldblumen mit Insekten, weiter und immer weiter packte ich aus, auch die zweite Kiste, auf dem Betonboden ein Meer von zerknitterten Zeitungen, und schnell und immer schneller wuchsen unaufhaltsam die Stöße und Stapel mit dem Porzellan der Eltern, bis das halbe Service plus die eine zusätzliche Kaffeekanne, das vergesse ich euch nie, auf dem Boden standen. Ich nahm mit einer Ahnung ein Papierknäuel auf und glättete die Seite, sie war vom Januar 2003, noch mal ein anderer Fetzen, er stammte aus dem Februar vor neun Jahren. Offensichtlich hatte mein Bruder die beiden Kisten aus Reiskirchen mitgenommen, in den Heizungsraum gestellt und sie im gleichen Maß vergessen, in dem sie von den Büchern immer höher überwuchert wurden, immer tiefer unter ihnen verschwanden. Mit dem Überraschungsfund war das Service der Eltern wieder zusammengeführt, vierundzwanzig Gedecke, komplett für Kaffeetrinken, Teestunde, großes Essen, mit allem Drum und Dran, Anfang der fünfziger Jahre einer ehemals gutgestellten Arztwitwe aus Chemnitz abgekauft und auf so seltsamen wie riskanten Wegen in den Westen geschafft, man hätte, als Kind zumindest und noch lange später, den Eltern dieses Potential an Findigkeit, Verschlagenheit, Tarnungsintensität nicht zuge-
traut, so zwingend ehrbar, wie die Ermahnungen vor allem Mutters in Frohburg klangen. Wohin damit, mußten nach dem Bruder nun wir uns fragen. Was sich nicht nur auf das Riesengeschirr bezog, sondern auch auf den Inhalt eines mit pludrigem Anflug von Schimmel bedeckten Zigarrenkästchens, das mit einem gerade noch lesbaren Aufdruck, *Möser*, Gießen, Seltersweg, zwischen den beiden Porzellankisten zum Vorschein kam. Der Aufkleber der Zigarrenfabrik und Tabakwarenhandlung

halb abgefetzt, was kann schon drin sein, habe ich gedacht, ich schüttelte das Balsaholzding, drinnen Geklapper, leichtes Zeug mithin, nichts von Bedeutung. Erst nachdem das *Meißner*, Sprachgebrauch der Eltern, wieder zurück in die Umzugskisten gewandert war, nahm ich das Kästchen von *Möser* mit auf die Terrasse und wischte, auf einem von Ulrichs verrosteten Gartenstühlen sitzend, mit einem Lappen, so gut es ging, den Schimmel ab und klappte den Deckel auf, ich staunte nicht schlecht, was mir zuerst unter die Augen kam, war eine Agraffe mit weißen fächerförmig angeordneten Federn und einem roten Stein darunter, Jahrzehnte hatte ich das Stück nicht gesehen, Vaters Verzierung für seinen weißseidenen indischen Turban, mit dem er sich auf den Frohburger Maskenbällen der ersten zehn Jahre nach dem Krieg, denk nicht an Trauer und Depression, das Gegenteil war angesagt und üblich, zu unserer ungarisch kostümierten Mutter gesellte, deren wadenumschließende rotbraune Stiefel, deren kurzer wippender Rock und deren enges Mieder nicht nur den Russenmajor und den alten Lohr begeisterten, sondern auch den Neid ihrer Altersgenossinnen erweckten, der Klassenkameradinnen von früher. Auf einem Foto, das ich seit langem besitze und das ich liebe, weil es von unserem Volksschulwesen vor dreiunddreißig erzählt, ist die Mädchenklasse von Mutter zu sehen, laut Notiz auf der Rückseite im Jahr 1924, ich erkenne Mutters Schrift, sie hat in ihren guten Zeiten, bevor sie sechzig wurde, alle Familienfotos, die vor allem Vater machte, datiert und mit Anlaß und Ort beschriftet, als hätte sie gewußt oder doch gehant, daß im Zeitalter der Box und folgender Verkaufsschlager Fotos an sich nichts wert sind. Man sieht auf dem Klassenbild, dank ihrer Notiz weiß ich das, die beiden Lehrer Jahn und Bachmann, junge Männer, umlagert und eingerahmt von ihren zwölf- und dreizehnjährigen Schülerinnen, von denen manche andeuten, beinahe versprechen, sie würden einmal, in vier, fünf Jahren längstens, reizvolle junge Frauen sein, die Tochter des Baumeisters Schulze etwa, zwei Häuser oberhalb der Großeltern, später ver-

heiratete Hülsberg, auch die Tochter des Hoteliers vom *Roten Hirsch*, zukünftig verheiratete und kriegsverwitwete Lämmel, sowie die Tochter des Kunstkeramikers Brenntag, verheiratet mit einem Lüdke, der fiel, dann mit dem Kommunisten Denke, außerdem die Tochter des Brauhofbesitzers Altenburg, Lisa hieß sie, Mutters beste Freundin lebenslang, verheiratete und geschiedene Horn und wiederverheiratete Kirstein, nicht zuletzt eine von drei Töchtern des Bahnhofsvorstehers Mehlhorn, aus der eine verhehlchte Bause wurde, und am Ende die einzige Tochter der Süßwarenhändlerin Fängler, *Süße Lotti* genannt, verheiratet mit einem Kärger, der nicht von der Front zurückkam, später, im Westen, zu Wirtschaftswunderzeiten, fiel der appetitlichen gutgepolsterten Frau sogar ein General aus dem finalen Führerbunker zu, der während des Krieges eine der drei Hitlersekretärinnen, Dara genannt, geehelicht hatte. Sie alle, diese Frohburger Klassenkameradinnen, besaßen Väter, im Gegensatz zu Mutter, von welcher Art und Eigenart diese Väter auch immer waren, und sahen auf die Halbweise, das Mädchen aus der Schmiede herunter, ohne große böse Absicht, unbewußt, wie sie sich da alle mittags auf dem von Kastanien beschatteten Rasenstreifen am Rand des Schulhofs an die beiden Pädagogen angelagert hatten, in hellen Sonntagskleidern, wegen des Fotografen, Aufnahmen, die dort entstanden, überlebten Jahre, Jahrzehnte, fast ein Jahrhundert, wenn dann auch niemand mehr die Namen nennen konnte. Die Mädchen schnitten Fratzen und machten Faxen, fuchtelten hinter den Lehrern mit den Armen, ein lustiges, irgendwie auch herausforderndes Bild, nur Mutter, auf den zweiten Blick erkennbar, mit Lupe, die allerhübscheste, ist dunkel angezogen und sieht ernst aus. Die Frohburger Turbanagraffe in der Zigarrenkiste löste flüchtige Erinnerungsbilder aus, erst recht die anderen bemerkenswerten Sachen, die ich zwischen Haushaltsschrott wie alten Pfennigen und Groschen, halben Bleistiften, Radiergummis, einer Packung Schlaftabletten, zwei Reiskirchener Praxisstempeln und einem handhohen Bergmannsleuchter fand, Ablagerungen von

Jahren und Jahrzehnten, ins Auge fiel sofort Vaters Zigaretten-etui aus Silber zum Beispiel, quadratisch, geriffelt, schwer wie anderthalb Schokoladentafeln, es hatte mich durch die ganze Kindheit begleitet, überdeutlich kann ich mir vorstellen, wie Vater das vor ihm auf der Marmorplatte des Rauchtischs liegende Etui in die Hand nimmt, es mit einem Druck auf den Verschuß aufspringen läßt und aus der mit zwei gelben Gummibändern fixierten Doppelreihe der Zigaretten eine auswählt und entnimmt, dann wurde mit ihren beiden Enden mehrmals gekonnt auf den Daumnagel geklopft, um den Tabak zu verdichten, das Streichholz wurde angerissen, flammte auf und setzte, Vater zog, die Zigarette in Brand, jetzt klappte Vater das Etui gekonnt wieder zu, mit dem Daumen auf dem vorderen, mit Mittel- und Ringfinger auf dem hinteren Deckel, das klackende, aber auch weiche Geräusch klang, wie ich immer fand, satt, fast schon erlesen, nach Wohlstand, Schätzen, purem Silber, ein Mal hatte ich auch wirklich den Stempel 835 gesehen und Ulrich unter Vaters Splitterlupe gezeigt, da sind wir doch reich, hatte er gesagt und war mit dem Kriegsruf *reich reich* in die Küche geeilt, zu Mutter und dem Mädchen, wenn Vater stirbt, geht es uns nicht wie dir und der Windoma, Mutti. Kann sein, er hat sich beim Verbannen des Etuis in die Zigarrenkiste daran erinnert. Kann sein, kann nicht sein. Mutti, Mutti. Fast bis zuletzt. Wir waren beide in den Fünfgigern, da hörte ich es in Reiskirchen wieder, dieses Mutti, Mutti. Jetzt ist Schluß mit Mutti, fuhr ich ihn an, du bist kein Kind mehr, nenn sie endlich Mutter, mit siebzig ist sie alt genug. Älterer Bruder eben, wird er gedacht haben, hat er oft gedacht. Beim Weiterkramen im staubigen Durcheinander, im Bodensatz das Kistchens stieß ich zu meiner Verblüffung nacheinander auf einen Brillantring mit drei Steinen, auf eine brillantbesetzte Damenarmbanduhr aus Weißgold, auf ein Goldcollier, von uns wegen seines Gewichts von jeher das Kunt genannt, auf eine Brillantnadel zum Anstecken, auf einen Einkaräter und auf einen breiten Trauring aus Dreihundertdreiunddreißigergold, kurz gesagt auf Mutters

Schmuck, den Ulrich dreizehn Jahre vor Vaters Tod uns gegenüber so nachhaltig für sich reklamiert hatte, zumindest die eine Hälfte, und die hat er dann offensichtlich schon 2003 in dem Sammelsurium der Krempelkiste mit dem Zigarrenduft im Balsaholz in der hintersten Ecke des Heizungskellers entsorgt. Das trat bei mir Gedanken los, Erinnerungen, Zweifel auch und Selbstvorwürfe. Da war dann kaum noch Platz für großes Erstaunen, als ich im gleichen Keller neben der Waschmaschine, von vier, fünf Wäschekörben zugestellt, auf meinen schwarzrotgestreiften Kofferplattenspieler der Anfangszeit im Westen stieß. Mindestens vierzig Jahre hatte ich das Ding der ausgehenden fünfziger Jahre weder gesehen noch etwas gehaut von seinem Vorhandensein. Während ich, nebenbei gesagt, die Langspielplatte mit Quadflieg bis heute besitze. Aber die auch wieder nur, weil sie in Steinheim bei Heidrun in der Musiktruhe im Anbau überdauert hat, in der Gesellschaft von Sidney Bechet, Elvis und Satchmo, ein kleiner Plattenstapel, gerade genug für den eingebauten Zehnplattenwechsler. Was war dagegen ein Koffergrammophon, selbst mit elektrischem Antrieb. Und auch Ulrich wußte nichts mehr mit dem Gerät aus der allerbesten Zeit von Quelle anzufangen, nur sichergestellt, eingelagert, Schrott gewordene Erinnerung, vielleicht auch an meine Rilkebegeisterung. Er war im Bild, natürlich. Wenn wir zusammenkamen, gab es immer viel zu reden. Schon im Schlierbachhaus in der Gießener Straße in Reiskirchen und auch nach dem Umzug der Eltern in den Neubau *Am Stock*. In den Nächten zum Sonntag kam ich gegen eins, halb zwei von Heidrun aus Steinheim, Ulrich hat dann schon jedesmal auf mich gewartet, kaum war ich in meinem Zimmer und hatte mir eine Zigarette angebrannt, klopfte es, die Tür ging auf: Störe ich. Im Gegenteil, komm rein. Die erste halbe Stunde blieb er noch an der Tür stehen, dann zog er einen Stuhl in die Nähe des Aschenbechers und setzte sich. Stundenlang handelten wir unsere Themen ab, das Internat, die Mädchen, Autos, Bücher, Frohburg, das Schwierigste blieb ausgeklammert. Auch zuletzt noch. Rat mal, wer ich bin.



Guntram Vesper

Frohburg

Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 1008 Seiten, 13,5 x 20,0 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71507-7

bth

Erscheinungstermin: September 2017

Ohne Zweifel ist Frohburg das opus magnum von Guntram Vesper, zugleich für den Autor der Ausgangspunkt von allem: Hier werden ein Land und eine Zeit gültig festgehalten, Kultur und Politik, Krieg und Nachkrieg, ein umfassendes großartiges Porträt deutschen Lebens im zwanzigsten Jahrhundert; ein gewaltiges Prosawerk, das neben die großen Bücher von Peter Kurzeck, Walter Kempowski und Uwe Johnson zu stellen ist. Frohburg ist ein Füllhorn an Geschichten, eine große autobiographische Erzählung, ein Welt-Buch im Überschaubaren, ein Geschichts- und Geschichtenpanorama, wie wir schon lange keines hatten.



[Der Titel im Katalog](#)